

## „Daß Friede sollt an allem Ort“

Sommerpredigt von Friederike Krippner

---

Liebe Gemeinde,

Rogate! Betet! Im Kirchenjahr ist dieser fünfte Sonntag nach Ostern dem Gebet gewidmet. Im Zentrum steht also unsere Kommunikation mit Gott, stehen unsere Bitten und unser Dank, aber auch unsere Klage, die wir vor Gott bringen. Wenig Passenderes also als eine Predigt zu Paul Gerhardts Liedern, denn seine Lieder sind vor allem das: gesungene Gebete.

„Ich singe Dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust“ haben wir gerade gesungen; und für dieses Singen mit Herz und Mund nimmt sich Gerhardt insgesamt 18 Strophen lang Zeit. Ohne Frage hatte Paul Gerhardt also einen langen Atem (davon zeugen übrigens auch 28 Semester Theologiestudium, eine auch für damalige Verhältnisse bemerkenswerte Ausdauer).

18 Strophen Gebet also. Dass wir dazu neigen, immer nur Teile davon zu singen, ist einerseits verständlich: Es ist der Zeitökonomie heutiger Liturgie geschuldet. Für diese Liturgie wurden sie aber ja auch gar nicht geschrieben. Viele von Gerhardts Liedern waren für den Hausgebrauch gedacht, für die intimen Hausgottesdienste, wie sie im 17. Jahrhundert üblich waren. Es ist also sehr nachvollziehbar, dass nunmehr in aller Regel nicht alle 18 Strophen erklingen. Andererseits aber können die Lieder in den Ausschnitten, die wir heute zumeist singen, ihre eigentliche Dynamik nicht wirklich entfalten. Denn Paul Gerhardts Liedern ist gemein, dass sie keine Lehrsätze formulieren. Vielmehr wecken sie Emotionen. Sie sind so gesetzt, dass sich Bilder vor dem inneren Auge derjenigen entfalten, die sie singen oder hören. Die suggestive Kraft der Lieder ergibt sich dabei nicht allein aus ihrer bildgesättigten Sprache, sondern auch aus ihrer Struktur.

Schauen Sie sich „Ich singe Dir mit Herz und Mund“ an, dann sieht man diese Struktur: Die ersten zwei Strophen formulieren gleichsam eine missionarische Praxis (und auch damit passen sie übrigens gut in den heutigen Sonntag, der oftmals auch als Missionssonntag gefeiert wird). Missionarische Praxis erfordert ja zuerst einmal Zeugnis abzulegen vom eigenen Glauben – und so heißt es in der ersten Strophe: „(...)ich sing und mach auf Erden kund, / was mir von dir bewusst“. Damit ist der Horizont, in dem sich das Folgende bewegt, aufgespannt: Es geht um unser Bekenntnis zu Gott, und es geht auch darum, Gott in der Praxis des Gesangs bewusst zu machen.

Das geschieht in den folgenden vier Strophen durch eine ganze Kaskade von Fragen, die unsere Abhängigkeit von einem schöpfenden und schützenden Gott entwerfen: Was sind wir doch? Wer hat uns alles gegeben? Wer hat diese ganze wunderbare Welt geschaffen? Wer schützt uns darin? Und – unter dem Eindruck des Endes des Dreißigjährigen Kriegs, der

Gerhardt seit seinem 14. Lebensjahr begleitet hatte –: „Wer hält mit seiner Hand / den güldnen, werten, edlen Fried / in unserm Vaterland?“ Ich komme später noch einmal auf diese Frage zurück.

All diese Fragen sind natürlich rhetorische Fragen, denn die Antwort ist klar. „Ach Herr, mein Gott, das kommt von dir“ – so heißt es in der 7. Strophe, und die folgenden Strophen 7 bis 12 bilden dann einen deutlich anderen Block. Dominierten zuvor die Fragen, so geht es jetzt in die direkte Ansprache Gottes, zum „Du“: „Du hältst die Wach, Du nährst, Du strafst, Du zählst, Du füllst des Lebens Mangel aus...“. Stand zuvor Gottes Schöpfung und seine weltordnende Funktion im Mittelpunkt, wird nun Gott als derjenige angesprochen, der fürsorglich direkt für uns als Individuen da ist.

Gott als Schöpfer, Weltordner, als Schützer und Bewahrer – aus diesen Vorstellungen von Gott resultiert dann laut Gerhardt eine klare Aufgabe für uns als Christinnen und Christen: Gottvertrauen. Dieser Aufgabe, diesem absoluten Vertrauen in Gott, das aus dem Bild des ordnenden und schützenden Gottes der ersten zwölf Strophen gleichsam natürlich erwachsen muss, sind die letzten sechs Strophen gewidmet: „Wohlauf mein Herze, sing und spring“. Gräm und kränk Dich nicht, was Dir auch widerfährt, vertraue darauf, dass Gott es schon richten wird:

Ei nun, so lass ihn ferner tun  
und red ihm nicht darein,  
so wirst du hier im Frieden ruhn  
und ewig fröhlich sein.

So endet dieses gesungene Gebet und schließt damit den Bogen zum Auftakt, zur anfänglichen Behauptung der Performanz des Gesangs.

So einfach und frohgemut dieser Schluss klingt, so anspruchsvoll ist die Aufgabe, die er formuliert: Denn Gott zu vertrauen, ihn allzeit zu preisen, das ist angesichts aller größeren und kleineren Widrigkeiten, die das Leben in aller Regel für uns bereithält, nicht immer ein Leichtes. Wir alle kennen es wohl, dass wir uns Gott im Laufe unseres Lebens mal näher, mal ferner führen. Gottvertrauen, das ist eine Lebensaufgabe. Das weiß Paul Gerhardt, daher braucht es ja ein Lied, das alle Herrlichkeit, alle Schöpfung, alles Tun Gottes erst einmal sorgfältig darlegt und damit eine solch suggestive Kraft entfaltet, dass dem Singenden in einer *conclusio*, einer abschließenden Zusammenfassung der letzten sechs Strophen, einfach deutlich werden **muss**, wie alternativlos dieses Vertrauen ist.

Rogate! Betet! Gebet als Lebensaufgabe.

Nach allem, was wir wissen, war Paul Gerhardt ein frommer Mann. Darauf können sich seine Biographen einigen. Paul Gerhardt betete viel und gern. Seine um die 135 überlieferte Lieder zeugen davon.

Der betende Paul Gerhardt, so karikiert auch der Nobelpreisträger Günter Grass den Dichter in seiner Erzählung *Das Treffen in Telgte*. In dem erstmals 1979 erschienen Buch inszeniert Grass ein fiktives Treffen deutscher Barockdichter zur Zeit des Westfälischen Friedens.

In Grass'scher Manier geht es bei diesem Treffen nicht unbedingt immer sehr feingeistig, sondern in weiten Teilen recht derb zu. Das gilt für fast alle, für Grimmelshausen und Zesen, für Birken und Simon Dach und wie die versammelten Barockdichter alle heißen – nicht aber für Paul Gerhardt, der als stets inbrünstig betender, dabei allerdings ziemlich verbohrt Lutheraner skizziert wird:

Und als Paul Gerhardt, nach der Fürbitte für die verruchte Wirtin und der Verdammung der Feinde des wahren Glaubens, in seinem Morgengebet fortfuhr, flehte er lange um Erleuchtung seines calvinistischen Landesfürsten, der zu Hunderten Hugenotten und sonstige Irrläufer als Neusiedler in die Mark rief, weshalb ihn Gerhardt nicht lieben konnte. Dann schloß er die Dichter in sein Gebet ein. (...) Die Finger verschränkt, rang er seiner Inbrunst die Bitte ab: Es möge die Versammlung in allem seine, des höchsten Richters Herrlichkeit preisen. (Grass: *Das Treffen in Telgte*, S. 64)

Soweit Günter Grass über Paul Gerhardt. *Das Treffen in Telgte* ist Fiktion, es ist eine märchenhafte Grotteske, was gewesen wäre, wenn sich all diese Dichter des Barocks, die so geprägt waren von 30 Jahren Krieg, getroffen hätten. Zugleich ist es eine Skizze der *Gruppe 47*, der berühmten Schriftstellergruppe also, die sich im Zeichen des Zweiten Weltkrieges zusammentat, um die deutsche Literatur zu erneuern. Grass gehörte ihr an, seinen Ruhm verdankt er nicht zu wenigen Teilen dieser losen Gruppierung. In dieser Doppelung zweier Kriege – des Dreißigjährigen Kriegs und des Zweiten Weltkrieges – durchzieht seinen Text ein ironisch gebrochenes Ringen um friedensethisches Schreiben. Die Barockdichter versuchen sich in teilweise durchaus ermüdender, immer wieder durch weltliche Gelüste unterbrochener Weise an einem Friedenswort.

Dieses Ringen um etwas, das über Frieden gesagt werden könnte: Das ist uns auch heute sehr gegenwärtig. Was kann man sinnvollerweise sagen angesichts des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine? Wo sollten wir vielleicht lieber schweigen? Es sind durchaus unterschiedliche Fragen, die ausgehandelt werden: Was ist politisch geboten klug? Was wäre ethisch richtig? Was kann gesagt werden? Was muss getan werden?

Wie sehr Europa diese Fragen bewegt, das haben auch Debatten um den jüngsten *Eurovision Song Contest (ESC)* gezeigt: Der *ESC* behauptet von sich ja, dass er nicht politisch sei – das Gegenteil ist natürlich der Fall. Er ist hoch politisch. Gestern hat der Schweizer Teilnehmer Remo Furrer in seinem Beitrag, dem Song *Watergun*, davon gesungen, dass er nicht an die Front wolle. Gerade von Ukrainerinnen und Ukrainern, den Gewinnern des letzten Jahres – auch dies übrigens selbstverständlich eine hoch politische Wahl – wurde betont, dass solche Texte Hohn seien, wenn sie von einem jungen Mann aus der reichen, immer so

„neutralen“ Schweizern gesungen werden. Auch in der Ukraine wolle man grundsätzlich natürlich keinen Krieg, könne der bitteren Realität aber nicht entkommen.

Was ist aus friedensethischer Sicht geboten angesichts eines Krieges, der uns einmal mehr vor Augen führt, dass internationales Völkerrecht auch an seine Grenzen kommt, wenn sich eine Partei nicht an diese Regeln hält? Das treibt uns als Gesellschaft um. Und es treibt auch unsere Kirche um. Neben aller Spendenbereitschaft, neben aller großartigen praktischen Arbeit insbesondere im Bereich der Geflüchtetenhilfe, ist hoch umstritten, welche Position wir als Kirche in Bezug auf diesen Krieg formulieren. Es gibt sie, die radikalen Pazifisten, die meinen, wir sollten uns aus allem – außer im Blick auf Verhandlungen – heraushalten. Und es gibt auch diejenigen, die meinen, unsere Unterstützung der Ukraine müsste noch viel weiter greifen als sie es derzeit tut. Eine Seite wirft der anderen mitunter Ignoranz vor. Die meisten aber befinden sich wohl irgendwo in der Mitte. Viele wünschen sich eine klare friedensethische Orientierung.

Im *Treffen in Telgte* einigen sich die Dichter, irgendwann nach vielen Verwerfungen, auf den idealen Text:

Ganz ohne Rists Donnerworte kam der neue Text aus. Keine letzte Wahrheit wurde verkündet. Schlicht las sich die Bitte der versammelten Poeten, gerichtet an alle den Frieden suchenden Parteien, die Sorgen der zwar ohnmächtigen, aber doch der Unsterblichkeit verdingten Poeten nicht geringzuachten. Ohne den Schwed, den Franzos als Landräuber haftbar zu machen, ohne den bayrischen Landschacher zu verklagen und ohne Nennung auch nur einer der zerstrittenen Konfessionen wurden mögliche Gefahren und Friedenslasten mit Blick in die Zukunft kundgegeben (...).  
(Grass: *Das Treffen in Telgte*, S. 166)

Aber es wäre kein Buch von Günter Grass mit solchem Happy End. Nachdem die Entstehung des Friedenspapiers etwa 160 Seiten lang geschildert wurde, ist es am Ende gleich wieder verloren: Von einem der Poeten aufgrund des so wunderbar duftenden Mittagmahls vergessen, geht es bei einem Brand in einer Scheune in Flammen auf.

„Wer hält mit seiner Hand / den güldnen, werten, edlen Fried / in unserm Vaterland?“ Die Friedenssehnsucht, die in „Ich singe dir mit Herz und Mund“ deutlich wird, durchzieht viele Lieder von Paul Gerhardt:

Ach, dass ich hören sollt das Wort  
Erschallen bald auf Erden,  
Dass Friede sollt an allem Ort.  
Wo Christen wohnen werden!  
Ach, dass uns doch Gott sagte zu  
Des Krieges Schluss, der Waffen Ruh  
und allen Unglücks Ende!

So heißt es seinem Lied „Herr, der du vormals hast dein Land“. Gerhardts Friedenssehnsucht ist uns heute wohl in aller Regel noch sehr nah – seine Friedensethik, wenn man das so nennen will, kann heute aber wohl nur wenige begeistern: Gerhardts Lieder kennen keine Theodizee-

Frage, die Frage also, wie ein schützender, liebender, allmächtiger Gott solch Leid, wie Krieg es bringt, zulassen kann. Gerhardt interessiert sich in seinen Liedern auch nicht wirklich für die politischen Kausalitäten des Krieges. Für ihn stand vielmehr auch der Dreißigjährige Krieg unter Gottes weltordnender Macht, als Strafe für die Sünden der Menschen. Für Gerhardt obliegt es letztlich der individuellen Frömmigkeit des einzelnen Menschen, dass Gottes Strafe gemildert wird.

Das kann nicht befriedigen. Christ-Sein, das heißt auch Verantwortung übernehmen in der Gesellschaft, in der wir leben. Ich bin der festen Überzeugung: Wir müssen wie Grass' Barockdichter weiter um Fragen der Friedensethik ringen. Denn wir sind Teil dieser Gesellschaft, und obgleich wir schon immer in einer Welt voller Kriege gelebt haben, auch in den letzten 60 Jahren, verändern sich die globalen Machtkonstellationen, die geostrategischen Verhältnisse ununterbrochen. Damit müssen wir auch immer wieder neu aushandeln, was eine Arbeit am gerechten Frieden unter den realpolitischen Bedingungen bedeutet, unter denen wir leben.

Aber ich meine doch auch, dass wir Paul Gerhardts in 130 Liedern überlassenes Plädoyer fürs Gebet sehr ernst nehmen sollten: Denn wenn wir auch in einer Welt leben, in der wir uns dem Wissen unserer eigenen Verantwortung nicht entziehen können, so stimmt doch eben auch, dass wir das Glück und die Gnade haben, uns bei alldem unter Gottes schützender Hand zu wissen. Sich diese Gewissheit im Gebet immer wieder zu vergegenwärtigen – dafür stehen Paul Gerhardts Lieder, dafür steht auch Rogate. Daher sollten wir uns immer wieder die Zeit nehmen genau das zu tun. Rogate! Betet!